

MISEREOR

● AKTUELL



➤ Kolumbien: Mütter kämpfen um Gerechtigkeit

➤ Kambodscha: Das Land wird ausverkauft

➤ Weltwärts: Die ersten Freiwilligen reisen aus

Inhalt

Herausgeber:
Bischöfliches Hilfswerk
MISEREOR e.V.

Redaktion:
Michael Mondry (verantw.)
Dr. Kerstin Burmeister
Daniela Singhal

Grafische Gestaltung:
Anja Hammers/MISEREOR

Druck und Vertrieb:
MVG Medienproduktion und
Vertriebsgesellschaft, Aachen

Papier:
MISEREOR aktuell
80 % Recycling-Papier

Erscheinungsweise:
4 x jährlich

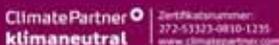
Redaktionsschluss:
16. 7. 2010

ISSN 0942-2269

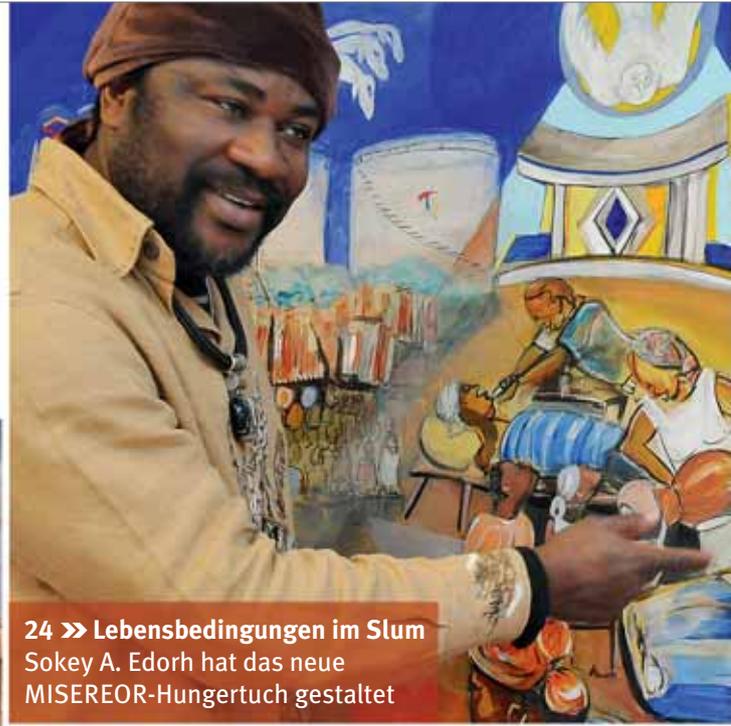
G 5256 F

Zuschriften an:
MISEREOR aktuell
Mozartstraße 9
52064 Aachen
postmaster@misereor.de

Titelbild:
Florian Kopp/MISEREOR
Dona Jeimi, Frau eines
Opfers außergerichtlicher
Hinrichtungen.



22 » Auf nach Ruanda, Indien oder Mexiko
Bei MISEREOR hat das „weltwärts“-Programm begonnen



24 » Lebensbedingungen im Slum
Sokey A. Edorh hat das neue MISEREOR-Hungertuch gestaltet



14 » Geschäftsidee „land grabbing“
Das arme Kambodscha exportiert Nahrungsmittel

- 3 » Auf ein Wort
- 4 » Reportage Kolumbien: Die starken Mütter von Soacha
- 10 » Interview: Township und Tafelberg, eine Spenderreise nach Südafrika
- 12 » Kurznachrichten
- 14 » Reportage Kambodscha: Land und Wald im Ausverkauf
- 20 » Portrait: Hart am Wind – Aachener Friedenspreisträger Marco Arana
- 21 » Stichwort Ernährung: Eine Frage der Verteilung
- 22 » Feature: Sophie träumt schon von Ruanda
- 24 » Inland: Der Mensch im Slum
- 25 » Rechenschaft: Der Jahresbericht 2009

Zu Besuch bei Erzbischof Francis in Liberia

► Eigentlich hatten wir uns das ganz anders vorgestellt: Erzbischof Francis hatte mich eingeladen, zur Bischofskonferenz der Bischöfe Liberias zu kommen. Ich sollte ihm einen Termin für einen Besuch in seinem Land nennen, und er würde dann die Bischöfe zur Konferenz zusammenrufen. Nun saß ich ihm gegenüber und hielt seine linke Hand. Ja, es war plötzlich ganz anders gekommen. Erzbischof Francis erlitt einen Gehirnschlag. Mit Mühe und Not überlebte er. Er ist an den Rollstuhl gebunden und kann nicht mehr sprechen, lediglich seinen linken Arm bewegen ...

Von 1989 bis 2003 war Liberia eines der geschundensten Länder Afrikas. Ein furchtbarer innerer Krieg suchte das Land heim. Um seine politische und wirtschaftliche Macht – auch mit „Blutdiamanten“ – zu steigern, schreckte der Warlord Taylor selbst davor nicht zurück, mehrere 10.000 Kindersoldaten zu rekrutieren, Kinder zum Töten abzurichten. Der Krieg war äußerst grausam. Bei den Streifzügen marodierender Soldaten wurden ungezählten Menschen Hände, Arme und Füße mit Macheten abgehackt. Auf etwa 200.000 Tote schätzt man die Bilanz dieses schrecklichen Krieges. Zwei Drittel der Bevölkerung waren auf der Flucht.

In all den furchtbaren Kriegswirren hatte Erzbischof Francis eine ganz herausragende Rolle gespielt: Seine Solidarität reichte bis dahin, sein Leben an der Seite der Menschen zu riskieren. Mehr noch. Obwohl die katholische Kirche gerade mal etwa zehn Prozent der Bevölkerung ausmacht, war er die zentrale und einzigartige Persönlichkeit, die im In- und Ausland anklagend und furchtlos die Stimme erhob. Er versuchte zu vermitteln, brachte Kriegskontrahenten an einen Tisch. Er schaffte es auch, Mitgliedern des Senats und Repräsentantenhauses der USA ins Gewissen zu re-den und sie an wichtige geschichtliche Bezüge zwischen den USA und Liberia zu erinnern, als nämlich freigelassene US-Sklaven nach Liberia verbracht wurden und so der Staat Liberia

entstand. Schließlich wurde er vom damaligen UN-Generalsekretär Kofi Annan in New York empfangen. Und die UN entschied, 16.000 Soldaten zu entsenden, um den Friedensprozess massiv durchzusetzen.

Ist es nicht eigenartig: Ein Bischof, der so entschieden in seinem Land und international zum Sprachrohr gegen die Menschenrechtsverletzungen und für den Frieden geworden war, erlitt einen Schlaganfall und verstummte, als es wieder Frieden in seinem Land wurde.

MISEREOR hat Erzbischof Francis und die Kirche in Liberia während all der Kriegsjahre ganz entscheidend unterstützt. Was Kirche und kirchliche Entwicklungszusammenarbeit zu leisten vermag, zeigt sich besonders in solchen Extremsituationen. Kirche zieht sich ja in Kriegszeiten nicht einfach – wie ausländische Entwicklungshelfer – zurück. Bischöfe, Priester, Ordensschwwestern und engagierte Laienmitarbeiterinnen und -mitarbeiter sind und bleiben an der Seite der Leidenden und Verfolgten. Dort, wo die Menschenrechte, das Recht auf Leben, mit Füßen getreten werden, ist Kirche präsent und es zeigt sich, wie wertvoll die Arbeit von MISEREOR vor Ort ist.

Wenn auch Erzbischof Michael Francis selbst nicht mehr sprechen kann, so ist doch unsere freundschaftliche Beziehung tiefer denn je: ich erzähle ihm von unseren vielen Begegnungen. Bei jeder dieser Stationen überzieht ein Lächeln und Strahlen sein Gesicht. Tränen rinnen ihm aus den Augen. Er versucht zu sprechen. Indem er seine linke Hand an die Lippen führt, gibt er zu verstehen, dass dies nicht gelingt. Die prophetische Gestalt der Kirche und Gesellschaft Liberias ist zwar verstummt. Erzbischof Francis ist aber zu der zentralen Symbolfigur des Friedensprozesses geworden. Seinem Lebenszeugnis verdankt MISEREOR entscheidende Impulse. Dafür danken wir ihm und Gott, dass er solche prophetischen Gestalten auch heute in seiner Kirche erweckt. ◀



Foto: Filmer/MISEREOR

Ihr

Prof. Josef Sayer,
Hauptgeschäftsführer
von MISEREOR

Die starken von Soacha



Mütter

In Kolumbien leidet die Bevölkerung noch immer unter der Gewalt

*Eine Reportage von Michael Mondry
Fotos: Florian Kopp*

Soacha liegt am ausgefransten Ende von Kolumbiens Hauptstadt Bogotá. Hier münden die bequemen, geteerten Straßen der Acht-Millionen-Metropole in steile Schotterpisten und tiefe Schlammfützen. Es regnet ununterbrochen an diesem Morgen, die Autos quälen sich durch dichten Verkehr und Schlaglöcher. Die undichten Scheiben in dem Backsteinhaus halten das Hupen der Lastwagen nicht ab, das durch die engen Straßen nach oben dringt. An den fünf Frauen aber, die im Halbkreis an der Wand sitzen, perlt der Lärm ab. Als Mütter, Schwestern und Ehefrauen bringen sie die Erinnerung an ihre Angehörigen auf Plakaten mit sich: Mario Alexander Arenas, Julián Oviedo Monroy, Jaime Estevien Valencia Sanabria, Victor Fernando Gómez – verschleppt, gefoltert und ermordet für eine gute Kriegsbilanz.



*„Wie kann es sein,
dass mein Sohn
innerhalb von zwei Tagen
zu einem Guerillero wird?“*

**Carmenza Gómez,
Mutter aus Soacha**

➤ Mit einem Tag Autowaschen hatte Victor Fernando Gómez gerade 12.000 Pesos verdient, vier-einhalb Euro. Und es seiner Mutter gegeben für ein besseres Haus. Nach der Schule leistete der 23-Jährige seinen Wehrdienst ab. Einen Job fand er nicht in Soacha, der trostlosen Kleinstadt im Süden Bogotás. Einen Tag später, am 23. August 2008, war Victor verschwunden. Man habe ihm einen gut bezahlten Job im Norden angeboten, erfuhr die verstörte Mutter. Zwei Wochen später wird die Vorahnung zur Gewissheit: Victor ist tot, liegt in einem Massengrab bei Ocaña, 600 Kilometer von seiner Heimat entfernt. „Ich bin mit dem Bus nach Ocaña gefahren. Die dortige Gerichtsmedizin hat mir ein Foto von meinem Sohn gezeigt. Er hatte neun Einschüsse im Körper, eine Kugel hatte ihn zwischen die Augenbrauen getroffen. Sie haben gesagt, dass er in einem Gefecht in den Reihen der linken FARC-Guerilla gefallen ist.“ Carmenza Gómez leiht sich Geld, mietet einen Leichenwagen und überführt ihren Sohn nach Soacha. Dort werden bald weitere Fälle bekannt. Elf junge Männer sind verschwunden und tauchen in Ocaña wieder auf. Sie tragen Guerilla-Uniformen über den von Kugeln durchsiebten Körpern – der Stoff ist unbeschädigt. Die Gummistiefel sind ihnen zu groß. Linkshänder tragen die Waffen in der rechten Hand, Funkgerät und Handgranate liegen wie hindrapiert.

Der Skandal um die „falsos positivos“

Alle Geschichten zeigen dasselbe perfide Grundmuster. „Wie kann es sein, dass mein Sohn innerhalb von zwei Tagen zu einem Guerillero wird? Sie haben ihn in die Irre geführt“, erzählt die 54-Jährige. Gemeinsam mit den anderen sogenannten „Müttern von Soacha“ geht Carmenza an die Öffentlichkeit und löst den Skandal um die sogenannten „falsos positivos“, die „falschen Gefallenen“ aus. Ermittlungen ergeben, dass sich die Fälle der Verschleppungen und Hinrichtungen ab



2004, zwei Jahre nach dem Amtsantritt von Präsident Álvaro Uribe, in ganz Kolumbien wie ein tödlicher Virus verbreiten. 2.300 Fälle sind inzwischen von der Staatsanwaltschaft ermittelt, 3.000 Fälle von Menschenrechtsgruppen dokumentiert. Bekannt ist, dass 125 Opfer minderjährig waren. Die Dunkelziffer muss weit höher sein. Viele Familien trauen sich nicht, das Verschwinden ihrer Angehörigen anzuzeigen. Bekannt ist auch, dass es ab 2004 unter Verteidigungsminister Juan Manuel Santos für das Militär ein Kopfgeld für „erlegte“ Guerilleros gab, in Form von Sonderzahlungen, Extraurlaub oder Beförderungen. Der „Politik der demokratischen Sicherheit“ von Präsident Uribe dienen die systematischen Hinrichtungen als statistischer Beleg für einen erfolgreichen Feldzug gegen die FARC. Nach Bekanntwerden der Fälle von Soacha geht Verteidigungsminister Santos in die Offensive, drei Generäle werden entlassen, 24 Soldaten suspendiert. Verändert hat das wenig: Viele Verfahren werden bis heute verschleppt; 29 Verdächtige im Fall Soacha kamen wieder auf freien Fuß; Entschädigungen für die Familien der Opfer hat es nicht gegeben; Verteidigungsminister Santos ist Álvaro Uribe inzwischen auf den Präsidentenposten gefolgt.

Drohungen sind an der Tagesordnung

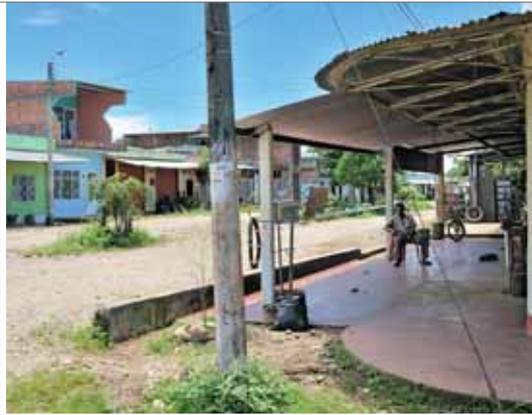
Verbessert hat sich auch die Situation von Carmenza Gómez nicht, im Gegenteil. Nach dem Tod von Victor versuchte sein Bruder John herauszufinden, was in den 48 Stunden nach dem Verschwinden wirklich geschehen war. „Erst waren es nur Anrufe. Er sollte den Mund halten und die Nachforschungen einstellen. Dann haben ihn zwei Unbekannte von einer Brücke geworfen und



schwer verletzt“, sagt sein Mutter mit tränenerstickter Stimme. „Vier Monaten später wurde er zu einem Laden bestellt. Zwei Typen kamen mit einem Motorrad. Einer ist mit einer Pistole in den Laden gegangen und hat auf John dreimal geschossen. Ein Schuss traf ihn in den Mund. Am nächsten Morgen ist er dann gestorben.“ Carmenza Gómez und ihre sechs verbliebenen Kinder werden auch heute noch bedroht. Mehrmals mussten sie ihr Viertel verlassen. In der nächsten Woche werden sie wieder umziehen. Fast alle

oben
Erinnerungen:
Carmenza Gómez
und Luz María
Bernal mit Fotos
ihrer Kinder.

unten
In Soacha
leben die Men-
schen am Rande
der Gesellschaft.



Karte: Fischer Weltatlas

KOLUMBIEN: GEWALT OHNE AUSWEG?

- Bereits seit über 45 Jahren herrscht der interne bewaffnete Konflikt in Kolumbien. Die Gewalt, die eine friedliche Zivilbevölkerung aufreißt, erscheint als kaum zu durchbrechende Spirale. Alle Konfliktparteien, die Guerilla, die rechtsgerichteten Paramilitärs und auch die staatlichen Sicherheitskräfte, nehmen keine Rücksicht auf die Zivilbevölkerung, wenn es darum geht, ihre Dominanz über eine Region zu sichern. Besonders im Visier der Attacken sind immer wieder Menschen, die sich für eine gerechtere Gesellschaft einsetzen: Führungskräfte von Bauernorganisationen, Menschenrechtsverteidiger, engagierte Mitarbeiter des Justizwesens oder Gewerkschafter werden wegen ihres Engagements bedroht oder angegriffen, um ihre Aktivitäten zu unterbinden.
- Der Hintergrund des kolumbianischen Konfliktes ist die tiefe soziale Ungleichheit: Über vier Millionen Menschen sind seit Ende der 1980er Jahre vertrieben worden und haben zwischen fünf und zehn Millionen Hektar Land verloren, das in vielen Fällen heute von der Agrarindustrie genutzt wird, um für den Export anzubauen. Solange die Verhältnisse so bleiben, lässt sich auch der Konfliktzyklus nicht durchbrechen. Trotz der vermeintlich aussichtslosen Situation gibt es aber ein ungebrochenes Engagement für den Erhalt eines minimalen sozialen Gefüges und für mehr Gerechtigkeit. Kirchliche Organisationen und Menschenrechtsanwälte arbeiten in den Regionen Hand in Hand, um die Situation von Opfern zu verbessern und die Grundlagen von sozialem Wandel zu schaffen.



nisation den Angehörigen, die Fälle vor Gericht zu bringen. Das katholische Hilfswerk MISEREOR unterstützt „Humanidad Vigente“ und andere Menschenrechtsorganisationen dabei. „Der Staat hat seine Verantwortung nach Aufdeckung der sogenannten ‚falsos positivos‘ nicht wahrgenommen und er nimmt sie bis heute nicht wahr. Verteidigungsminister Juan Manuel Santos hat erst die Anreize für die Ermordungen geschaffen.“ Klare Worte wie diese bringen Menschenrechtsanwälte wie Ruiz nicht selten selber in Bedrängnis. Der Anwalt weiß, dass seine Telefone abgehört werden. Anonyme Drohungen sind in seinen Kreisen an der Tagesordnung. Von dieser subtilen Form von Kontrolle und Gewalt ist der Alltag von vielen Menschen in Kolumbien bestimmt – in der Hauptstadt Bogotá ebenso wie auf dem Land.

Im Visier der lokalen Militärs

Sechs Autostunden, zahllose üppig bewachsene grüne Hügel und eine Militärkontrolle entfernt liegt Vista Hermosa. Das verschlafene Städtchen

oben
Vista Hermosa:
Das Militär kontrolliert
auch aus der Luft.

rechts
Lager für Flüchtlinge:
Kampf ums Überleben
zwischen Militär
und Guerilla.

„Mütter von Soacha“ gelten als gefährdet. Ihr einziger Schutz sind die Öffentlichkeit und Menschenrechtsanwälte wie Luis Alfonso Ruiz von der Organisation „Humanidad Vigente“.

„Die meisten Fälle sind von der Militärjustiz untersucht worden. Auch mit Hilfe von gerichtsmedizinischen Gutachten sind viele außergerichtliche Hinrichtungen im Nachhinein legitimiert worden. Andere Opfer wurden nicht einmal identifiziert und registriert, sondern einfach irgendwo verscharrt“, weiß Ruiz. Damit die Täter dennoch nicht straflos ausgehen, hilft Ruiz und seine Orga-

im Regierungsbezirk Meta ist gerade noch Teil der entmilitarisierten Zone, in der Regierung und Guerilla zwischen 1998 und 2002 Friedensgespräche führten. Zwar haben sich die Rebellen inzwischen in die Berge zurückgezogen, das Militär versucht die Kontrolle über den Bezirk zu halten. Wirklich entspannt hat sich die Lage der Bevölkerung aber bis heute nicht. Im Gegenteil: Emilia hatte ein schönes Haus auf einem Hügel in der Umgebung von Vista Hermosa. Durch die strategische Lage ihres Hauses und häufige Arztbesuche in der Stadt geriet sie mehr und mehr als anscheinende Guerillasympathisantin ins Visier der Paramilitärs. Als der Arzt sie zu einer größeren Rückenoperation in die Stadt schickt, geht sie zum Kommandanten des rechten Todeskommandos, um für sich, ihren Ehemann und die fünf Kinder eine Ausreiseerlaubnis zu holen. „Der Kommandant hat sich den Krankheitsbefund angeschaut und nur gesagt: Da hast du aber Glück gehabt, heute Abend wären wir gekommen und hätten dich und deine Familie umgebracht.“ Die Erinnerungen lassen Emilia nicht los. Ihr Haus musste sie gegen eine baufällige, viel zu enge Hütte im Viertel der „desplazados“, der Vertriebenen in Vista Hermosa, eintauschen. Wie Emilia geht es vielen Familien in der Region Meta.

Zerrieben zwischen den Fronten

Ein Beispiel dafür ist das Lager für Binnenflüchtlinge am Rand der Bezirkshauptstadt Granada: Keine zehn Meter trennen Aida Luz Garzon von einem stinkenden Tümpel voller Schlamm und Müll. Seit der letzten Überschwemmung vermehren sich hier ungehemmt die Moskitos und Krankheitserreger. Wenigstens kann die 18-Jährige heute ungestört unter dem Vordach der Blechbehausung für ihr Abitur lernen. Wenn in der Regenzeit der nahe gelegene Fluss über die Ufer tritt, steht das Wasser auch schon mal hüfthoch in der Hütte. Nur notdürftig kommt die Familie mit dem Verkauf von Gemüse über die Runden. Vater Renberto arbeitet als Tagelöhner beim Beladen von Lastwagen. Seit sie vor zwei Jahren durch die Guerilla von ihrer kleinen Finca vertrieben wurden, wohnt die 10-köpfige Familie auf einem Stück Land, das die Behörden für unbewohnbar erklärt haben. Bald werden sie sich wieder eine neue Behausung suchen müssen. „Die Sorgen von

Familien wie den Garzons sind erdrückend“, erklärt Marilú Díaz Martínez. Die Psychologin arbeitet im Sozialdienst der Diözese von Granada. Im Auftrag der Kirche hat sie Daten und Fakten zusammengetragen über die Folgen des Konflikts in der entmilitarisierten Zone von Meta. Die Ergebnisse sind erschreckend. „Die Bevölkerung wird zerrieben zwischen den Fronten von Militär, Paramilitärs und Guerilla. Die Guerilleros zwingen die Kleinbauern zum Anpflanzen von Koka anstelle von Yukka und Kochbananen. Das Militär vernichtet im Gegenzug die Ernte durch Ausreißen oder Besprühen aus der Luft. In den Ferien verminen sie die Schulen, um der Guerilla den Zugang zu verwehren. In den vergangenen acht Jahren sind alleine 6.968 Menschen durch Anti-Personenminen zu Schaden gekommen. Paramilitärische Gruppen besetzten strategisch gelegene Häuser und lassen beim Weiterziehen verkohlte Ruinen zurück. Die Bewohner müssen ihr Hab und Gut von einer auf die andere Minute zurücklassen.“ Hinzu kommt die permanente Sorge der Eltern, dass ihre Kinder vom Militär eingezogen oder von den Guerilleros zwangsrekrutiert werden. Als eine der wenigen glaubwürdigen Institutionen versucht die katholische Kirche die Bevölkerung zu schützen und die Rekrutierungen zu unterbinden. Selbsthilfegruppen werden mit Unterstützung von MISEREOR finanziert, von Menschenrechtsverletzungen betroffene Familien werden psychologisch betreut. Die Vertriebenen in den Lagern kennen Marilú Díaz Martínez gut. Vor jeder Hütte wird sie angesprochen. Sie berät, tröstet, wechselt ein paar Worte. „Die Menschen in Meta wollen endlich ihr normales Leben zurück haben, ihr kleines Haus, ihr Stück Land. Einfach ein Leben in Würde.“ ◀



oben
In Granada lernt
Aida zwischen
Tümpeln und Müll.

unten
Psychologin
Marilú Martínez hilft
bei einem Leben
in Würde.

*Hintergründe zum
Thema Kolumbien nach
der Präsidentschaftswahl
unter: www.misereor.de.*

Michael Mondry
ist Theologe und Journalist.
Er arbeitet seit 2001 in der
Pressestelle von MISEREOR,
seit Mai 2010 als Redakteur
von MISEREOR aktuell.

Florian Kopp
lebt in Brasilien und
arbeitet als freier Fotograf
vor allem für entwick-
lungspolitische Themen.





Township und Tafelberg

Südafrika während der Weltmeisterschaft: Eine Begegnungsreise

Ein Interview von Kerstin Burmeister

➤ Wie kommt man auf die Idee, Südafrika jenseits der WM kennenzulernen?

E.H.: Als langjähriger, bescheidener Spender wurde ich von MISEREOR angeschrieben. Da habe ich meine Tochter gefragt, ob sie mich begleiten möchte, und sie war sofort dabei.

I.O.: Ich habe seit Jahren davon geträumt, in Afrika die Armenviertel zu besuchen. Die Reise war für mich eine einmalige Gelegenheit, dies zu tun und mit den Menschen dort in Kontakt zu kommen. Mein Vater und ich wollten auch sehen, was Spenden bewirken und wie die Partner vor Ort arbeiten.

Voller Eindrücke kehren **Edgar Hammerstein (E.H.)** und seine Tochter **Ina Olzem (I.O.)** im Juli 2010 von einer selbst finanzierten Spenderreise nach Südafrika zurück. Während der Fußballweltmeisterschaft sind sie gemeinsam mit zwölf Mitreisenden und MISEREOR in die Situation der Menschen jenseits von Stadionneubauten und Vuvuzelaklängen eingetaucht. Im Interview schildern der pensionierte Lehrer aus Bad Münstereifel und die examinierte Altenpflegerin ihre Erlebnisse.

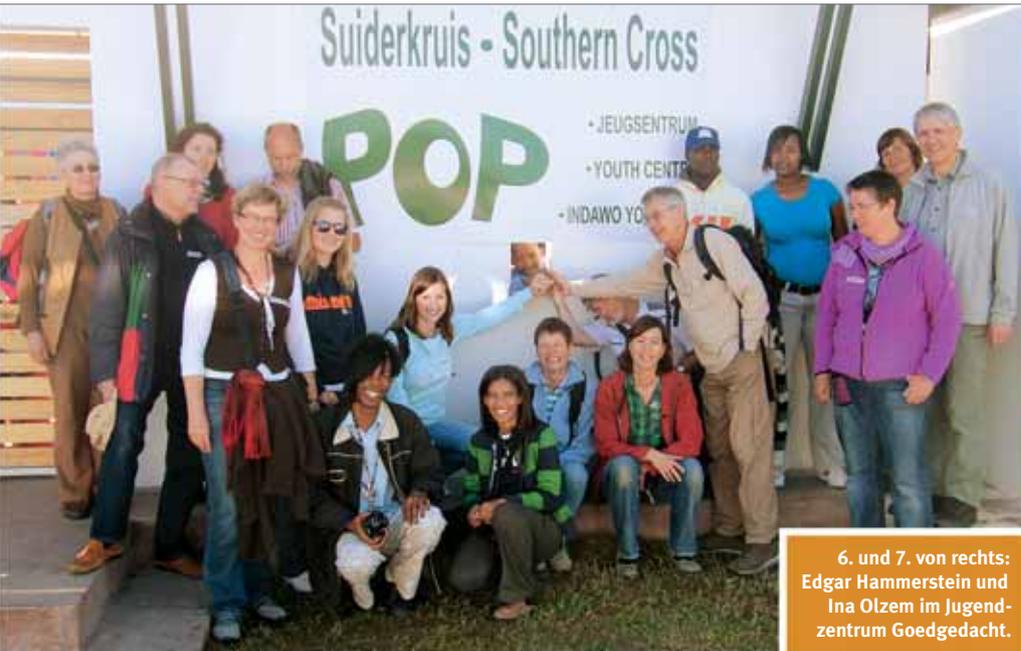
➤ Was passiert im Vorfeld so einer Reise?

E.H.: MISEREOR hat uns zuvor ausführlich informiert. In Frankfurt gab es ein Vortreffen, wo sich die Gruppe kennengelernt hat. Einschließlich der beiden MISEREOR-Mitarbeiter waren wir 14 Leute. Zwei Abiturientinnen waren dabei, mehrere pensionierte Lehrer, ein Ärzte-Ehepaar, ein Ingenieur. Einige waren kirchlich engagiert, andere eher nicht.

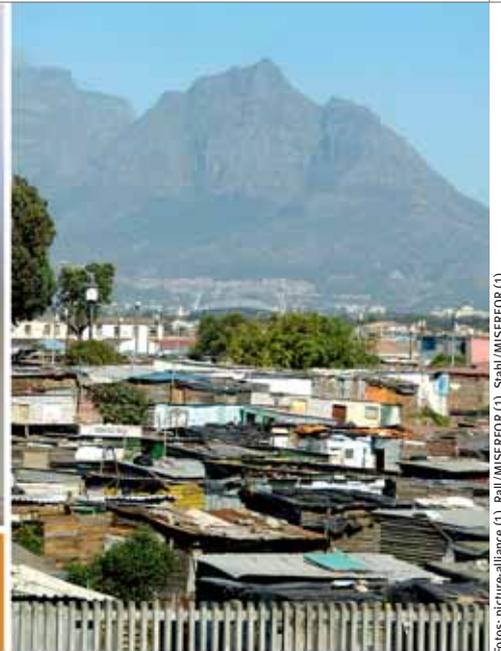
➤ Was haben Sie von der Weltmeisterschaft mitbekommen?

E.H.: Wir haben das aufregende Spiel Deutschland gegen Argentinien auf der Fanmeile in Kapstadt erlebt und dort gemeinsam mit den Südafrikanern ein großes Fest gefeiert. Der MISEREOR-Partner CWD hat dort seine Büroräume. Wir haben im Innenhof gegrillt und Kaffee und Kuchen an die vorbeiziehenden Fans verteilt. Eine Band spielte, es wurde getanzt. Die Stimmung war einfach bombig und gemeinsam mit den Südafrikanern haben wir natürlich die Daumen für die deutsche Mannschaft gedrückt.

AFRIKA



6. und 7. von rechts:
Edgar Hammerstein und
Ina Olzem im Jugend-
zentrum Goedgedacht.



Fotos: picture-alliance (1), Rail/MISEREO (1), Stah/MISEREO (1)

➤ Was war für Sie eine wichtige Begegnung?

E.H.: An einen etwa 40-jährigen Mann erinnere ich mich. Er beschäftigt auf seiner Farm ganz gezielt Drogenabhängige, um ihnen eine Chance zu geben. Er stellte sich uns ganz offen als ehemaliger drogenabhängiger Krimineller vor. Sieben oder acht Jungen arbeiten bei ihm, knapp 20 Jahre alt. Er erzählte uns, dass sie in ein bis zwei Jahren Farmarbeit erfahren, dass sie etwas für ihre Familien tun können und dass sie etwas wert sind. Die Arbeit ist für sie entscheidend und dass sie durch Geld anerkannt wird.

I.O.: Bei mir war es eine Mitarbeiterin des Sozial- und Entwicklungsbüros der Diözese Kapstadt (CWD). Sie bewegte sich trotz der hohen Kriminalität völlig frei in „ihrem“ Township-Distrikt. Sie strahlte so eine Sicherheit aus, dass ihr nichts passieren würde, weil sie wusste, wie sehr die Menschen dort ihre Arbeit schätzen.

➤ Welche Erlebnisse haben Sie besonders berührt?

I.O.: In einem Township in Kapstadt stand bei einer Frau, die wir besucht haben, das Wasser in der Hütte – trotz des ungewöhnlich guten Wetters. Sie zeigte uns den Schimmel unter ihrem Teppich, und die ganze Hütte roch muffig-modrig. Dazu kam die Art, wie dort eine Hütte an der anderen gebaut war: Es gibt dort keine Privatsphäre. Für mehrere Familien müssen drei Dixi-Toiletten reichen. Trotzdem strahlten die Menschen in den Townships immer Stolz und Würde aus. Sie haben aus ihrer Situation das Beste herausgeholt. Sie schienen immer darauf bedacht, alles sauber und so schön wie möglich zu halten. Vor den Hütten waren zum Teil Blumen angepflanzt oder sie waren bunt angestrichen.

E.H.: Auch die Ankunft in Kapstadt ist bei mir hängengeblieben. Dieser blitzsaubere Flughafen, der erste Blick auf den Tafelberg, nachdem wir das Gebäude verließen. Ich war begeistert. Während der Busfahrt wurde diese Begeisterung immer mehr gedämpft: Kilometerweit reichen die Townships und die „informellen Siedlungen“ an jeder Ausfallstraße. Umgeben von Mauern und Stacheldraht. Ein ganzer Ring zieht sich um die Stadt.

➤ Wie haben Sie die Arbeit von MISEREO vor Ort erlebt?

I.O.: Die Menschen begeistern sich für ihre Arbeit, und alles läuft vollkommen hierarchielos ab. Die Leute sind richtig befreundet und arbeiten auf gleicher Augenhöhe. Man spürte die positive Atmosphäre und die Arbeit hat die entsprechende Wirkung.

E.H.: Mir wurde von einem Projektpartner erzählt, dass viele Hilfsorganisationen Ideen umsetzen wollen, die mit der Realität nicht viel zu tun haben. MISEREO aber begleitet und unterstützt tragfähige Ideen der Menschen vor Ort. Daher haben die Projekte eine Zukunft.

➤ Was halten Sie für sich persönlich fest?

I.O.: Ich besinne mich wieder auf das im Leben, was wirklich wichtig ist. Ich habe viel Hoffnung mitgenommen und gesehen, etwas durch die Projekte erreicht wird. Die Begegnung mit den Menschen in Südafrika war eine Bereicherung, die mir keiner mehr nehmen kann.

Kerstin Burmeister
aus Aachen ist promovierte Wirtschaftswissenschaftlerin. Sie arbeitet seit zehn Jahren als freie Texterin für Organisationen und Unternehmen in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit, Sachtexte, Dokumentationen und Berichte.

„In 9 Monaten“ – Kinder schützen vor HIV

➤ Mit einer neuen Kampagne weist das „Aktionsbündnis gegen Aids“ auf das Problem der Mutter-Kind-Übertragung hin. Vom 12. Mai 2010 bis zum Muttertag 2011 richtet sich die Kampagne unter dem Motto „In 9 Monaten“ gezielt an die Bundesregierung und die Pharmaindustrie.

Jedes Jahr infizieren sich rund 370.000 Neugeborene durch die Übertragung des HI-Virus der eigenen Mutter.



Eine Behandlung aller mit HIV lebenden schwangeren Frauen könnte das Ansteckungsrisiko auf zwei Prozent reduzieren. Schon seit 1998 ist es möglich, die Übertragung des HI-Virus von der Mutter auf das Kind erfolgreich zu verhindern. Trotz der medizinischen Fortschritte sei der flächendeckende Zugang zu Medikamenten für alle Betroffenen noch nicht gewährleistet, klagt das Bündnis. Das gelte vor allem für die ärmsten und von HIV/Aids am meisten betroffenen Staaten. „Bis spätestens 2015 kann man durch die weiter laufende Finanzierung der Mutter-Kind-Prävention und durch Investitionen in die Gesundheitssysteme 370.000 Babys jährlich vor dem frühen Tod bewahren“, erklärt Alexander Lohner, HIV/Aids-Experte bei MISEREOR. „Deutschland muss gemäß seinem Anteil an der Weltwirtschaftsleistung zehn Prozent der weltweit dafür notwendigen Finanzmittel der Geberstaaten bereit stellen, um Ende 2010 wenigstens eine Versorgungsrate der Präven-



Foto: Meissner/MISEREOR

tion von 80 Prozent laut den Millenniumszielen zu erreichen. Das sind etwa 100 Millionen Euro pro Jahr. Wenn sich Deutschland jetzt zu einem Stopp der Übertragung des HI-Virus von der Mutter auf das Kind verpflichtet, kann noch bis Ende 2010 die Versorgungsrate der Infizierten von etwa 40 Prozent auf 80 Prozent gesteigert werden.“ ◀

Weitere Informationen und Stimmabgabe für die Kampagne unter: www.aids-kampagne.de oder per SMS: 0174-132 42 13.

MISEREOR erhält Auszeichnung für Luft- und Umweltschutz

➤ Für besonderes Engagement im Rahmen der Aachener Initiative für saubere Luft wurde MISEREOR im Aachener Rathaus ausgezeichnet. MISEREOR-Mitarbeiter Renate Bartholomäus und Rolf Giesen nahmen die Urkunde von Aachens Oberbürgermeister Marcel Philipp entgegen. Darin heißt es: „MISEREOR hat es im Frühjahr 2010 geschafft, 50 Prozent der 300 Mitarbeiter dazu zu bewegen, 20 Euro für ein Job-Ticket zu zahlen.“ Das Aachener Hilfswerk leistet damit einen wichtigen Beitrag zum Schutz von Luft und Klima in Aachen.

Die Initiative für saubere Luft in Aachen strebt das Ziel geringerer Kohlendioxid- und Feinstaubemissionen an. Dafür verzichtet die Stadt Aachen auf die Einrichtung einer Umweltzone. Insgesamt sollen künftig mehr Menschen vom Auto auf Bus, Bahn und Fahrrad umsteigen. ◀

Mehr Informationen zum Luftreinhalteplan gibt es unter: www.mitmachen-durchatmen.de.



Foto: Singhal/MISEREOR

Bündnis „Entwicklung Hilft“ legt Zwischenbericht Haiti vor

► Sechs Monate nach dem Erdbeben in Haiti hat das Bündnis „Entwicklung Hilft“ den Rechenschaftsbericht „Haiti-Hilfe sechs Monate nach dem Erdbeben“ veröffentlicht. „Die Soforthilfe zur direkten Überlebenssicherung ist weitgehend abgeschlossen. Aber weiterhin müssen erhebliche Kräfte – und auf internationaler Ebene Geld – für den Neu-Aufbau des Landes mobilisiert werden“, erklärte der Geschäftsführer des Bündnisses, Peter Mucke. „Auch jenseits der stark zerstörten Hauptstadt, in den ländlichen Gebieten, sind die Aufgaben immens. Für den Neu-Aufbau sind eine funktionierende Landwirtschaft und Schutzmaßnahmen vor erneuten Katastrophen unerlässlich.“

Insgesamt haben die Bündnis-Hilfswerke bisher rund 8,56 Millionen Euro für die Hilfsmaßnahmen in Haiti bewilligt. Weitere 12,2 Millionen Euro werden über das Bündnis für die langfristige Arbeit zur Verfügung gestellt. Übergeordnetes Ziel aller Maßnahmen ist es, die zivilgesellschaftlichen Strukturen in Haiti und in der Region zu stärken. Für die Bündnis-Mitglieder ist die Einbindung der haitianischen Bevölkerung in den Neu-Aufbau unverzichtbar. Die Hilfsmaßnahmen sollen auch dazu beitragen, dass die Menschen auf diesem Wege ein Einkommen erhalten – die Voraussetzung für eine langfristige

und selbständige Entwicklung des Landes. Brot für die Welt, medico international, MISEREOR, terre des hommes und Welthungerhilfe leisten im Bündnis „Entwicklung Hilft“ akute und langfristige Hilfe bei Katastrophen und in Krisengebieten. ◀

Das Bündnis „Entwicklung Hilft“ und MISEREOR informieren regelmäßig über den Fortgang der Hilfe in Haiti im Internet unter: www.entwicklung-hilft.de und www.misereor.de.



Foto: Großmann/MISEREOR



Geschafft:

Weltrekord für die Eine Welt!

► Grenzach-Wyhlen, Sonntag, 25. Juli 2010 – Ein letztes Mal nimmt Christoph Fuhrbach die scharfe Kurve auf der 1,8 Kilometer langen Strecke, die den Ruhrberg hinaufführt. Hunderte Fans stehen an der Strecke und jubeln ihm zu. Dann hat er es geschafft! Er ist neuer Fahrrad-Höhenmeter-Weltrekordhalter! In weniger als 24



Stunden bewältigte der 39-jährige Pfälzer 21.090 Höhenmeter. „Das ist für mich der Höhepunkt meiner Karriere als Ausdauersportler“, sagt Theologe Fuhrbach, eigentlich Referent für weltkirchliche Angelegenheiten im Bistum Speyer.

Seit zwei Jahren fährt Fuhrbach, der seit 24 Jahren Leistungssportler ist, intensiv Rad. Mal zwei, mal drei, mal fünf Stunden. „Ich bin aber kein Profi, der Zeit hat, um acht Stunden am Tag auf dem Rad zu sitzen“ so Fuhrbach. „Deshalb war diese 24-Stunden-Aktion für mich selber auch nicht 100 Prozent kalkulierbar.“ Immer wieder erklimm Fuhrbach die Strecke mit der zehnerprozentigen Steigung am Ruhrberg. Ange-



feuert von rund 500 Zuschauern und seinen Betreuern. Viele standen 10, 15 Stunden am Rand der Strecke, um Fuhrbach anzufeuern. „Die waren alle mit so viel Leidenschaft dabei. Das hat einfach Spaß gemacht!“

MISEREOR gratuliert Christoph Fuhrbach, der seinen Weltrekordversuch mit dem guten Zweck verbindet: mit der Aktion sammelte er Geld für ein MISEREOR-Projekt im peruanischen Cajamarca, wo viele Menschen unter den Folgen eines rücksichtslosen Bergbaus leiden. „Für mich war immer klar, dass ich mein sportliches Tun mit dem Engagement für eine gerechtere Welt verbinden will“, erläutert Fuhrbach seinen Weltrekordversuch. ◀

Fotos: Püttler/MISEREOR

Land und

Das arme



Wald

im Ausverkauf

Kambodscha exportiert Nahrungsmittel

Eine Reportage von Thomas Kruchem

Agrar- und Finanzinvestoren kaufen vermehrt fruchtbares Land in Afrika und Asien auf. Dort produzieren sie für den Export. Dieses „land grabbing“ bedroht Existenz und Heimat vor allem von Kleinbauern und Ureinwohnern. Die ökologischen Folgen der Landnahme sind unabsehbar.



Das Volk der Steang lebt seit Jahrhunderten auf traditionelle Weise im und vom Wald.

➤ Schmucke ziegelgedeckte Holzhäuser auf meterhohen Stelzen, gebettet in sattes Grün aus Bananenstauden, Palmen und Laubbäumen: das Dorf Meanchey in Kambodschas Nordostprovinz Kratie. Da und dort kleine Reis-, Süßkartoffel- und Kassavafelder. Fette Schweine suhlen sich im Schlamm, geneckt von einfach gekleideten Kindern.

„Wir Ureinwohner vom Volk der Steang leben seit Jahrhunderten in und von diesem Wald“, sagt Saroen Keth bitter. „Wir betreiben Wanderfeldbau, sammeln Früchte, Pilze und Rattan.“ Dann führt der Dorfälteste den Besucher einige hundert Meter weg vom Dorf. Uprötzlich endet der Wald, und unter der gleißenden Sonne erscheint eine Wüste: frisch gerodetes rot-braunes Erdreich, an dessen Rändern sich mehrere Bulldozer immer tiefer in den Wald hineinfressen. „Im Juli 2008 tauchten die Bulldozer der vietnamesischen Firma CVI hier auf und begannen, den Wald sowie mehrere unserer Kassava- und Reisfelder zu roden“, erzählt der alte Mann. „Dann pflanzten Arbeiter überall Gummibäume.“ Die konsternierten Bewohner Meancheys protestierten beim Distriktsgouverneur. Der habe nur gemeint, die Firma werde



die Gegend entwickeln und Arbeitsplätze schaffen, berichtet Saroen. „Wir aber wollen nicht als Sklaven auf einer Gummibaum-Plantage arbeiten!“

Fehlende Besitzttitle erleichtern Landnahme

Die Bauern der Steang in Kambodscha haben schlechte Karten – so wie Ureinwohner, Bauern oder Rinder haltende Halbnomaden in vielen armen Ländern Afrikas und Asiens: Sie alle besitzen zwar traditionelle Nutzungsrechte an ihrem Land, aber selten juristisch wasserdichte Eigentumstitel und, vor allem, kaum politische Macht. Dies nutzen – vor dem Hintergrund vielfach korrupter Verwaltungs- und Justizstrukturen – nun immer mehr mächtige Politiker, Militärs oder Firmen zu sogenanntem „land grabbing“. Dabei kooperieren sie mit ausländischen Agrarinvestoren. Diese beachteten Ackerland in Entwicklungslän-



links
Im Dorf Meanchey
rodern vietnamesische
Firmen Wald, Kassa-
va- und Reisfelder.

rechts
Die Bauern besitzen
nur traditionelle
Nutzungsrechte an
ihrem Land.

Bevölkerung von der Subsistenzlandwirtschaft lebt, pachteten Kuwait und Katar zunächst 200.000 Hektar Ackerland für den Anbau von Export-Reis – auf 99 Jahre.

Ähnliches geschieht in Afrika: Im hungergeplagten Simbabwe kaufte China 2008 100.000 Hektar Ackerland; in Äthiopien, Mali, Madagaskar, Mosambik und Sudan erwarben Ausländer allein 2008 Flächen, die zusammen weit größer sind als Hessen. Die Regierungen, etwa in Kambodscha, schätzen die Cashewnuss-, Gummibaum- und Kassa-va-Plantagen der ausländischen Investoren als willkommene Devisenquelle. Auch der Reis-Export verspricht Deviseneinnahmen: Kambodscha hat gute Böden und viel Wasser, erntet aber bislang nur halb so viel Reis pro Hektar wie Thailand und Vietnam. Das Problem: Die Betriebe sind sehr klein und es gibt kaum Bewässerungssysteme. Um das zu ändern, empfängt Premier Hun Sen Reis-Investoren mit offenen Armen.

Entwicklungsimpulse erhofft

„Tatsächlich können ausländische Agrarinvestitionen die Nahrungsmittelproduktion bei uns erheblich steigern – meint Yang Saing Koma, Chef der landwirtschaftlichen Entwicklungsorganisation CEDAC. Sie ist Mitglied des „NGO-Forums on Cambodia“, ein von MISEREOR unterstütztes landesweites Netzwerk von Nichtregierungsorganisationen. Auch hofft man auf neue Straßen, Brücken und Bewässerungssysteme. Diese sollen bislang isolierte Regionen an nationale Märkte binden. Die teils noch auf Steinzeit-Niveau operierende Landwirtschaft soll modernisiert werden, eine Nahrungsmittel verarbeitende Industrie mit vielen Arbeitsplätzen entstehen, ländliche Räume insgesamt sich entwickeln.

Inwieweit diese Hoffnungen tatsächlich erfüllt werden, ist offen. Erkennbar dagegen ist heute: Agrarinvestitionen erfolgen vorwiegend in besonders armen und undemokratisch regierten

dern jahrzehntelang kaum. Spätestens seit der Nahrungsmittelpreiskrise von 2008 gilt es wieder als hochprofitable Anlage. Die Geschäftsidee: Im Jahr 2050 müssen neun Milliarden Menschen ernährt werden oder ihren bisherigen Konsum sichern, während weltweit die landwirtschaftlich nutzbaren Flächen schwinden: Sie werden übernutzt, erodieren und versalzen; sie degenerieren infolge des Klimawandels zu Wüste oder werden bebaut. Und neue „grüne Revolutionen“ sind, trotz Gentechnik, nicht zu erwarten. Hinzu kommt der wachsende „Biosprit“-Bedarf.

Länder, die vom Import von Nahrungsmitteln und anderen Rohstoffen abhängig sind wie die arabischen Staaten, Israel, Südkorea, Japan und China, müssen also vorsorgen. Deshalb erwerben Agrar- und Finanzinvestoren aus solchen Ländern riesige Flächen in den ärmsten Ländern Afrikas und Asiens. Sie glauben, hier am billigsten Nahrungsmittel und andere pflanzliche Rohstoffe für ihren Bedarf produzieren zu können.

Langfristige Pacht- und Kaufverträge

Seit 2006 gerieten bereits etwa 20 Millionen Hektar Ackerland in Entwicklungsländern unter die Kontrolle ausländischer Investoren: In Asien verpachtete Laos 15 Prozent seines Staatsgebiets für bis zu 70 Jahre an skandinavische, japanische und chinesische Kautschuk- und Nahrungsmittelproduzenten. In Kambodscha, wo 80 Prozent der



*„Wir sterben,
wenn wir unseren Wald
verlassen müssen.“*

Deu Skun vom Volk der Steang,
Kambodscha

links
Neue Wurzeln zu schlagen, wird den Vertriebenen schwer gemacht.

rechts
Platz für Einkaufszentren: Räumung einer illegalen Siedlung in Phnom Penh.



KÖNIGREICH KAMBODSCHA

- Kambodscha grenzt an Thailand, Vietnam und Laos. Es gehört zu den ärmsten Ländern in der Welt. 2008 lag das Pro-Kopf-Einkommen im Durchschnitt bei 806 US-Dollar. Ein gutes Drittel der Bevölkerung des südostasiatischen Staats lebt unter der nationalen Armutsgrenze, besonders auf dem Land. Die Hauptstadt Phnom Penh beherbergt etwa 1,5 Millionen der insgesamt circa 14,7 Millionen Kambodschaner (Juli 2010).
- Von den nur vier Stützen der Wirtschaft leiden drei unter der weltweiten Wirtschaftskrise: die Textilindustrie, der Tourismus und, damit eng verknüpft, die Baubranche. In 2009 schrumpfte die Wirtschaft des Landes erstmals nach dem Ende des Bürgerkrieges wieder um 0,9 Prozent.
- Seit Jahren wird von systematischen Zwangsvertreibungen und illegaler Landnahme durch staatliche Stellen und Private berichtet. Allein in 13 von insgesamt 20 Provinzen waren hiervon seit 2008 über 250.000 Menschen betroffen. Aktuell beunruhigen besonders die Vertreibungen in Phnom Penh rund um den Boeang-Kak-See.
- MISEREOR unterstützt in Kambodscha derzeit 35 Projekte mit einer Bewilligungssumme von etwa drei Millionen Euro. Beispiele sind Hilfen für Landminenopfer, Projekte zur Stadtentwicklung sowie gegen Menschenhandel und sexuelle Ausbeutung.

Informationen zu MISEREOR-Projekten in Kambodscha finden Sie unter: www.misereor.de.

Ländern; Verträge zwischen Regierung und Unternehmen werden hinter verschlossenen Türen ausgehandelt – meist ohne Beteiligung des Parlaments oder der Zivilgesellschaft. Die Investoren sind meist nicht oder nur sehr vage verpflichtet, Geld in Straßen, Schulen, Gesundheitsstationen und Bewässerungsanlagen für Kleinbauern zu stecken oder genügend Jobs anzubieten. Sie erhalten jedoch eine Blanko-Vollmacht für den Export ihrer Ernten und weitgehende Steuerfreiheit. Für neue Plantagen infrage kommende Flächen in armen Ländern sind außerdem selten wirklich frei, berichten lokale MISEREOR-Partner. Investoren verdrängen deshalb in der Regel Kleinbauern

oder vom Wald lebende Ureinwohner: In Kambodscha werden bereits heute Bauern zugunsten ausländischer Investoren vertrieben; in Äthiopien und Tansania werden derzeit riesige Flächen eingezäunt, auf denen traditionell die lokale Bevölkerung Vieh weiden lässt und Holz sammelt; im dicht besiedelten pakistanischen Punjab, wo saudi-arabische Investoren Land erworben haben, sind Umsiedlungen ganzer Dörfer geplant.

Ökologische Schäden

Auch ökologisch zeichnen sich aus Sicht der betroffenen Landbevölkerung schlimme Folgen der Agrarinvestitionen ab: In Kambodscha, berichtet Yang Saing Koma, verwenden kommerzielle Betriebe große Mengen Kunstdünger und Pestizide, um eine zweite und dritte Ernte zu erzielen. Die Chemikalien belasten das Wasser des Tonle-Sap-Sees, dessen Fischbestände 70 Prozent des kambodschanischen Proteinbedarfs decken. Durch die Waldrodungen zur Landgewinnung gelangt per Erosion zusätzlich Erdreich in den See und gefährdet so den Lebensraum der Fische. Die enge Verbindung von Reisanbau und Fischerei in



Kambodscha funktioniert bislang nur, weil das sensible Ökosystem nicht zu stark durch Intensivbewirtschaftung belastet wird. Ähnliches gilt für andere ländliche Räume weltweit: An kurzfristigem Profit orientierte Plantagenwirtschaft kann Ökosysteme und damit auch die wirtschaftliche Grundlage der Kleinbauernwirtschaft rasch und nachhaltig zerstören – und in der Folge das soziale Gefüge im ländlichen Raum.

Ausweg Großstadt?

Im Ergebnis lässt ausländischer Landerwerb nach bisherigen Erfahrungen die Zahl landloser Bauern rapide wachsen. In Kambodscha besitzen schon heute zwei Drittel der Bauern kein eigenes Land mehr oder weniger als einen Hektar. Und auf neuen, mechanisierten Großplantagen findet nur ein Bruchteil der Menschen Arbeit, die von Kleinbetrieben auf der gleichen Fläche leben könnten. Dass plötzlich zusätzliche Arbeitsplätze in neuen, Agrargüter verarbeitenden Betrieben aus dem Boden schießen, ist unwahrscheinlich. Warum sollten Agrarunternehmen ihr Export-Getreide in schlecht erschlossenen Regionen ohne qualifizierte Arbeitskräfte und ordentliche Material-Logistik weiterverarbeiten?

Manche Bauern wehren sich. So haben die Bewohner Meanchey, um der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwurzelung zu entgehen, lange verhandelt, sind erfolglos vor Gericht gezogen und haben schließlich verzweifelt Urwaldflächen besetzt. Ergebnis ist, dass mehreren Dorfbewohnern nach Anzeigen wegen Sachbeschädigung eine Gefängnisstrafe droht. Schier unausweichlich stranden nun Hunderttausende kambodschanischer Bauernfamilien, die ihr Land verloren haben, in den Slums der Großstädte. Und

auch dort werden, etwa in Phnom Penh, immer häufiger Slumbewohner vertrieben, um Platz zu machen für Einkaufszentren, Luxuswohnungen oder Spekulationsflächen. Den schon Vertriebenen wird verwehrt, überhaupt noch Wurzeln zu schlagen. Und über ihnen schwebt ein weiteres Damoklesschwert: Da für ausländischen Bedarf

links
Hunderttausende
kambodschanische
Bauernfamilien stranden in den Slums der Großstädte.

MISEREOR UND SEINE PARTNER FORDERN:

- Agrarinvestitionen für den Export dürfen keinesfalls die Ernährungssicherheit der lokalen Bevölkerung gefährden. Die Regierungen der betroffenen Länder müssen deshalb Ernährungssouveränität zum Primat erheben und über die Interessen von Agrarexporten und Investoren stellen.
- Wenn solche Investitionen diese Kriterien erfüllen, dürfen sie nur in Absprache und im Einvernehmen mit den (zuvor umfassend informierten) aktuellen Landnutzern stattfinden.
- Die ausländischen Investoren müssen ihren Beschäftigten faire finanzielle und soziale Leistungen garantieren.
- Investitionsmodelle, die Kleinbauern im Rahmen gerechter Verträge auf ihrem Land belassen, sind vorzuziehen.
- Alle Abläufe im Zusammenhang mit Agrarinvestitionen sind öffentlich, transparent und demokratisch zu gestalten.
- Die Regierungen der Industrieländer müssen mit ihrer Entwicklungspolitik für faire Agrarinvestitionen eintreten; sie müssen „land grabbing“ mit politischen Mitteln bekämpfen.

genutztes Land nicht für den lokalen Nahrungsmittelbedarf zur Verfügung steht, wächst in Ländern wie Kambodscha tendenziell die Ernährungsunsicherheit der armen Bevölkerung.

Für das von rabiaten Investoren umzingelte kambodschanische Dorf Meanchey dürften alle Bemühungen zu spät kommen. Verzweifelt deutet dort eine alte, Betelnuss kauende Frau namens Deu Skun in Hörweite der Bulldozer auf zwei hohe Bäume: „Von dort oben beschützen uns unsere Geister, die Netá und Areá, vor Krankheit, Schlangen und Dürre. Was aber sollen wir machen, wenn die Firma jetzt auch noch die letzten Bäume fällt und unsere Netá und Areá flüchten? Niemand mehr schützt uns dann. Und unsere Kinder haben keine Zukunft mehr. Wir Steang können nicht in die Stadt ziehen. Wir sterben, wenn wir unseren Wald verlassen müssen.“ ◀

Thomas Kruchem lebt in Mauer/Baden-Württemberg und arbeitet als freier Journalist vor allem zu entwicklungspolitischen Themen. Er wurde bereits dreimal mit dem „Medienpreis Entwicklungspolitik“ ausgezeichnet. Zu Gunsten von MISEREOR-Projekten hat er mehrfach die schwierige Transalp-Fahrradtour überwunden.

HART AM WIND

Friedenspreisträger Marco Arana

Ein Portrait von Bettina Hoyer

Fotos: Fries/MISEREOR



► Wie spricht man einen suspendierten Priester an? „Nennen Sie mich einfach Marco“, antwortet der 47-jährige Peruaner aus Cajamarca lachend. Titel und Posten hätten ihn noch nie

interessiert: „Ich habe mich in meinem Leben stets nach meinem religiösen Bewusstsein und meiner Moral gerichtet. Gleichzeitig habe ich mich immer sehr darum bemüht, mein Tun fundiert zu begründen.“ Bereits mit zwölf Jahren, als Mitglied im Internationalen Jugendverband Katholischer Studenten MIEC hat er das geübt. „Man hat mich ziemlich schnell in eine Leitungsfunktion gewählt“, sagt er, und es klingt, als sei ihm das eher so passiert, als dass er es gewollt hätte. Bei den Treffen der Organisation in Lima hörte er Berichte ausländischer Studenten über die Diktaturen in Brasilien oder in Chile. „Als Knirps von 14 Jahren, unter ziemlicher Anstrengung und mit einem Wörterbuch in der Hand, nahm ich an Kursen über Befreiungstheologie teil und las die großen Texte lateinamerikanischer Autoren und die Schriften der katholischen Soziallehre“, berichtet er.

Seine Familie beschreibt Marco Arana als sehr tolerant, christlich und sozial stark eingebunden. „Meine Mutter war eine Aktive der Befreiungstheologie und mein Vater eher konservativ“, erzählt er, „ich entstamme auch einer sehr großen Familie. Meine Mutter hatte elf Brüder mit elf verschiedenen Meinungen.“ Leben und Glauben sind für ihn nicht voneinander zu trennen, als Marco Arana als Priester aufs Land geht. Von den indigenen Bauern lernt er, dass eine Wasserquelle für sie das Auge der Erde ist und die Erde weint, wenn man ihr Schaden zufügt. Dort, wo Marco Arana arbeitet, fügt der Bergbau der Erde großen Schaden zu. Er frisst auf der Suche nach Gold die fruchtbaren Täler in Cajamarca und vergiftet das Wasser. Wieder will Marco Arana die Materie verstehen. Er absolviert in Cajamarca den Ingenieursstudiengang Wasser- und Abwassertechnik.

2002 gründet er die von MISEREOR geförderte Umweltorganisation Grufides. Sie setzt sich für die Rechte indigener Bauern und für die Umwelt ein und stellt sich einer der größten offenen Tagebauminen der Welt friedlich entgegen. Marco Arana, Familie und Kollegen werden mit dem Tod bedroht, in den Medien diffamiert, bespitzt. Aber er hält Kurs. Beim Vermitteln zwischen Bauern und Mine besteht er auf Gewaltfreiheit. „Ich bin wie ein Segelboot, das mit großer Ruhe voranfährt, und gewiss ist, dass eine Fahrt trotz schwieriger Momente möglich ist“, sagt er über sich. Eine persönliche Verantwortung, die einen nicht in Frieden mit sich selbst leben lasse, wenn man nicht tut, was Herz und Verstand einem vorgeben, treibe ihn an. Diesem Kurs folgend hat Marco Arana im April 2009 die Partei „Tierra y Libertad“ gegründet und strebt eine Präsidentschaftskandidatur an. „Ich sehe mich als Teil einer Bewegung, die Veränderungen hin zu sozialer Gerechtigkeit und dem Schutz der Erde erreichen will.“ Am 1. September 2010 hat Marco Arana den renommierten Aachener Friedenspreis erhalten. ◀

Ein Film über die Arbeit von Marco Arana ist zu finden unter www.misereor.de. Weitere Informationen zum Aachener Friedenspreis unter www.aachenerfriedenspreis.de.

Bettina Hoyer arbeitet als freie Journalistin, ist Redakteurin beim Nachrichtepool Lateinamerika und Mitbegründerin des ÜbersetzerInnen-Netzwerks LinguaTransFair.

Eine Frage der Verteilung

Ein Kommentar von Barbara Wiegard

Auf der Welt werden heute genug Nahrungsmittel produziert, um alle Menschen ernähren zu können. Theoretisch. Denn sie werden so produziert und verteilt, dass viele – vor allem in Afrika südlich der Sahara und in Südasien – nicht genug zum Leben haben. Heute gibt es auf der Welt mehr übergewichtige Menschen als unterernährte. Es wird genug angebaut. Aber nur 47 Prozent dessen, was als Nahrung zur Verfügung steht, wird gegessen.

Foto: picture-alliance

➤ Über die Hälfte wird als Futtermittel, als Biotreibstoff oder als nachwachsende Rohstoffe in der Industrie verwendet. Diese Konkurrenz um Nahrung, Land und Wasser wird weltweit mit steigender Bevölkerung zunehmen. Auf neun Milliarden Menschen wird die Weltbevölkerung bis zum Jahr 2050 ansteigen, prognostizieren die Vereinten Nationen. Gleichzeitig führt der Klimawandel zu mehr Dürre und Überschwemmungen. Ernten und Anbauflächen werden zunehmend vernichtet. Auch Finanzspekulationen führen dazu, dass sich die kleinbäuerliche Landwirtschaft nicht trägt und Menschen Preisschwankungen hilflos ausgesetzt sind. Spekulationen hatten in den Jahren 2007 und 2008 zu hohen Preissteigerungen für Lebensmittel geführt – der Preis für Reis verfünffachte sich, Weizen und Mais waren dreimal so teuer wie 2003. Dies löste in vielen Entwicklungsländern eine Hungerkrise und -revolte aus.

Auch das Thema der europäischen Agrarsubventionen ist und bleibt eine Ursache des Hungers: Künstlich verbilligte Agrarexporte stillen nicht den Hunger, son-

dern verschärfen ihn. Sie verbauen Kleinbauern, die ohnehin zu den Ärmsten gehören, den Marktzugang und damit ihre wichtigste Einkommensgrundlage. Die entwicklungspolitische Verantwortung der EU erfordert, dass die internationale Agrarpolitik als eigenständiger Bereich der gemeinsamen Agrarpolitik etabliert wird.

Kollaps des Ernährungssystems?

Rund eine Milliarde Menschen können vom gegenwärtigen System der Landwirtschaft nicht mehr satt werden. Welche Lösungen gibt es? Das vielversprechendste Mittel, um Hunger zu bekämpfen und gleichzeitig Böden, Artenvielfalt und Klima sowie Traditionen und Kulturen der Menschen zu schützen, ist die Förderung einer nachhaltigen und kleinbäuerlichen Landwirtschaft. Dies zeigen nicht nur die langen Erfahrungen von Hilfsorganisationen wie MISEREOR und ihrer vielen Partner im ländlichen Bereich des Südens, sondern auch eine Reihe von wissenschaftlichen Studien. So stellt zum Beispiel der Weltagrarbericht (die umfassendste aktuelle Übersicht über den Zustand der globalen Landwirtschaft) fest, dass der größte Spielraum zur Verbesserung von Existenzsicherung und Gerechtigkeit in den kleinteiligen und vielfältigen Produktionssystemen der Entwicklungsländer liegt. Kleinbauern sichern vor Ort die Versorgung mit Nahrungsmitteln und sind auch Multiplikatoren. Sie können den Menschen vor Ort Arbeit und Einkommen geben. Deshalb muss vor allem im ländlichen Raum investiert werden: in die Landwirtschaft, in Schulen und in die Gesundheitsversorgung, in die Erschließung durch Straßen und in den Ausbau der Stromnetze. ◀

TERMINE

16. September 2010: Präsentation der Studie „Global aber gerecht“

Im Auftrag von MISEREOR und der Münchener Rück Stiftung wurde die Studie „Global aber gerecht“ durch das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung und das Institut für Gesellschaftspolitik München entwickelt. Neueste klimawissenschaftliche Erkenntnisse wurden dafür mit ethischen, ökonomischen und entwicklungspolitischen Überlegungen verbunden und mit Partnern im Süden diskutiert. Ergebnis des Prozesses ist eine globale, aber gerechte Gesamtperspektive, die Klimaschutz und Entwicklungspolitik systematisch zusammen denkt.

Herzliche Einladung zur Vorstellung der Studie am 16. September 2010 von 10.00 bis 14.00 Uhr in der Katholischen Akademie, Berlin, Laudator ist Sigmar Gabriel.

25. Oktober 2010: Themenwoche zum Welternährungstag

Anlässlich des Welternährungstags sendet die ARD eine Themenwoche „Ernährung“. Am Montag, dem 25. Oktober um 20.15 Uhr wird die Dokumentation „Hunger“ gezeigt. Der Dokumentarfilm erzählt, wie Menschen, Gruppen und Organisationen darum ringen, eine der schlimmsten sozialen, politischen und ökonomischen Tragödien unserer Tage zu lösen: den Hunger in der Welt.

Weitere Informationen während der Themenwoche unter: www.misereor.de.

Barbara Wiegard

ist Pressesprecherin von MISEREOR in Berlin. Zuvor hat sie nach einem Studium der Spanien- und Lateinamerikawissenschaften ein Volontariat in der Aachener Pressestelle absolviert.



Bei MISEREOR beginnt das „weltwärts“-Programm

Sophie träumt schon von Ruanda

Ein Feature von Daniela Singhal

Ruanda, Tansania, Philippinen – bald geht es los! Zum ersten Mal reisen elf junge Menschen im Rahmen des „weltwärts“-Programms für ein Jahr in MISEREOR-Projekte. Dort werden sie als Freiwillige arbeiten. Vor ihrer großen Reise trafen sie sich ein letztes Mal bei MISEREOR in Aachen. Dort gab es viele Fragen und viel Gefühl.

„Ich denke, es ist gut, dass wir zu zweit sind und uns gegenseitig unterstützen können.“

Tamara, reist als Freiwillige auf die Philippinen

➤ Tom ist ein bisschen schlapp. Er wurde gestern gegen Japanische Enzephalitis geimpft. „Das hängt einem schon in den Knochen“ sagt er. Und Sophie. Sophie hat viel geträumt in den letzten Tagen. Vom Projekt in Ruanda. Von ihrer Gastfamilie. „Ich habe viel Schönes geträumt, aber manchmal auch komische Sachen.“ Im Foyer der MISEREOR-Geschäftsstelle stapeln sich die Reiserucksäcke und Isomatten der elf Freiwilligen, die aus ganz Deutschland angereist sind. Es sieht so aus, als würden sie direkt weiterreisen. Weiter von Aachen aus in die Welt. Doch ein paar Wochen dauert es bei den meisten noch. Zeit für ein Stimmungsbarmeter zu Beginn des zweitägigen Seminars in Aachen: Fünf Daumen zeigen

nach oben, drei nach unten, der Rest pendelt sich dazwischen ein. „Es gibt noch so unendlich viel zu tun“, sagt die 19-jährige Sophie: Impfungen, die letzten Einkäufe, Abschiedsfeiern organisieren, Unterstützer für die Arbeit im Projekt finden und viel bürokratischer Krempel. Bei anderen überwiegt die Vorfreude auf die Zeit im Ausland und die Arbeit im Projekt. „Ich kann echt kaum erwarten, dass es losgeht.“ Tamara hat gerade erst Abitur gemacht. In ein paar Wochen fliegt sie auf die Philippinen, um dort zusammen mit einer anderen Freiwilligen bei einer Kinderschutzorganisation zu arbeiten. „Wir arbeiten mit Gefängniskindern. Sicherlich keine leichte Sache. Ich denke es ist gut, dass wir zu zweit sind und uns gegenseitig unterstützen können.“



MISEREOR gehört zu den 233 Entsendeorganisationen, die vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) anerkannt wurden. Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst „weltwärts“ besteht seit 2007 und ist deutschlandweit auf großes Interesse gestoßen. Zehntausende bewerben sich jedes Jahr bei den verschiedenen Organisationen. „Wir sind stolz darauf, dass wir so motivierte junge Leute gefunden haben, die das Experiment mit uns wagen“, so MISEREOR-Geschäftsführer Thomas Antkowiak. Und was motiviert junge Menschen dazu, ein Jahr lang in die Problemgebiete dieser Welt zu gehen? Ein gutes Beispiel für die neue Generation der Weltwärtler ist Tom aus Ludwigshafen. Tom geht nach Delhi. In das Straßenkinderprojekt „Butterflie“. Er wird unter anderem den mobilen Gesundheitsdienst unterstützen. Ein Bus des Projektes fährt zu verschiedenen Stationen in Delhi und bietet den Straßenkindern Hilfe an. „Ich bin echt gespannt, wie das wird“, sagt Tom, der schon seit einigen Wochen Hindi lernt. Freiwilliges Engagement ist für den 23-Jährigen nichts Neues. Kolping-Jugend, Pfadfinder, Kinder- und Jugendtheater – er ist bekannt in der Ehrenamtlerszene von Ludwigshafen. „Ich will was für die Gesellschaft machen“, sagt Tom, und man nimmt es ihm wirklich ab. „Außerdem macht es Spaß, mit anderen jungen Leuten was auf die Beine zu stellen.“ Tom ist selten um eine Antwort verlegen und – wenn er nicht

„Wir haben gelernt, dass es darauf ankommt, sich vor Ort darauf einzulassen!“

Tom, Freiwilliger vor der Abreise nach Delhi

gerade geimpft wurde – ein heiteres Energiebündel. Er hat viel gelesen über Indien, über Delhi, aber viele Fragen sind noch offen. „Egal“, beruhigt er sich. „Wir haben gelernt, dass es darauf ankommt, sich vor Ort darauf einzulassen!“

Ähnlich sehen das auch die anderen Freiwilligen. Loslassen, weniger denken, aber dafür mehr fühlen – daran haben sie in einem zehntägigen Vorbereitungsseminar in Köln gearbeitet. „Das ging echt an die Substanz“, erinnert sich die 24-jährige Dana, die in Sambia mit behinderten Kindern arbeiten wird. „Da hat man wirklich einige Baustellen bearbeitet. Es war sehr persönlich und man ist sehr zusammengewachsen.“ Es gibt ein Gemeinschaftsgefühl in der Gruppe, das merkt man. Wann immer an diesem heißen Sommertag zwischen den Programmpunkten Zeit ist,

hockt die Truppe zusammen im Garten und quatscht. Nicht nur über die Reise, die Projekte, es geht auch um Persönliches. Manchmal greift Abiturientin Sophie zur Gitarre und spielt eins ihrer selbstkomponierten Lieder. Sie geht zusammen mit Abiturientin Ronja nach Ruanda, in ein Projekt für benachteiligte Jugendliche. Sophie ist überzeugt: „Wir passen in das Projekt. Wir sprechen

beide Französisch und können uns bei den Theater- und Musikworkshops sicher gut einbringen.“ Letzte Nacht hat sie auch schon mal bei Ronja übernachtet: „Da konnten wir testen, wie wir so auskommen“, sagt sie und zwinkert Ronja zu. Die erste Bewährungsprobe, sie hat gut geklappt. Sophie hat wieder von Ruanda geträumt. Diesmal wieder etwas Gutes. ◀



Daniela Singhal arbeitet als Volontärin in der Pressestelle von MISEREOR. Während ihres Studiums der Sozialwissenschaften in Köln arbeitete sie für verschiedene Medien als freie Journalistin.

Das Hungertuch zur MISEREOR-Fastenaktion 2011

DER MENSCH IM SLUM



Fotos: MISEREOR

Das collageartige Bild zeigt die unmenschlichen Lebensbedingungen in den Slums ebenso wie Szenen der Solidarität. Es entstand aus afrikanischer Erde, Wellpappe, Kohle und Acryl. Der Künstler gestaltete das Bild in Anlehnung an die Verse vom Weltgericht Mt. 25, 31-46.

Bei der MISEREOR-Fastenaktion 2011 dreht sich alles um das Thema „Der Mensch im Slum“. Bereits heute betrifft dies in den Südkontinenten eine Milliarde Menschen an den Rändern der immer größer werdenden Städte. Hunger, Angst vor Gewalt und Zwangsumsiedlung sind allgegenwärtig. Es gibt kein sauberes Wasser,

und oft müssen sich mehrere Hundert Menschen eine Toilette teilen. Die Fastenaktion lenkt den Blick neben der Problematik von Vertreibung und Umsiedlung aber auch auf den Lebensmut, den Einfallsreichtum und die Solidarität der dort lebenden Frauen, Männer und Kinder.

Dreieck als Symbol: Vom blauen Himmel, vom Geist Gottes her, öffnet sich ein lichterfülltes Dreieck. Darunter ein leerer afrikanischer Ashanti-Stuhl. Der Weltenrichter hat seinen Platz noch nicht eingenommen. Sokey Edorh verwendet das Dreieck häufig als Symbol für die Verbindung von Himmel und Erde, Gott und den Menschen.

MISEREOR-Hauptgeschäftsführer Josef Sayer erläutert: Geschäftszentralen internationaler Konzerne drängen in die Viertel der Armen. Ein Bagger beginnt, die armseligen Hütten niederzureißen. Zwangsumsiedlungen sind in Slums an der Tagesordnung. Binnen Stunden verlieren die Menschen ihre armselige Habe, ihr Zuhause und ihre Arbeitsmöglichkeit. All das ist auf dem Hungertuch eindrucksvoll zu sehen.



Der Künstler: Sokey A. Eдорh zählt zu den herausragenden zeitgenössischen Künstlern Afrikas. 1955 in Tsevié, Togo, geboren, lebt er heute in Lomé, Togo. Sokey Eдорh hat in zahlreichen westafrikanischen Slums gelebt und gearbeitet, etwa in Burkina Faso, Togo, Ghana und der Elfenbeinküste.

Urteil aus Erfahrung:

„Slums sind für mich die menschlichsten Orte überhaupt. Die Menschen sind bitterarm, aber sie respektieren sich gegenseitig und unterstützen sich, man hält zusammen, entwickelt Lebensmut. Mir war wichtig, dass dieser Aspekt in meiner Arbeit für MISEREOR auch zur Geltung kommt.“

Sokey Eдорh



Die Entstehung: „Zeichnen ist für mich eine Hygiene des Geistes. Ich zeichne meine Leidenschaften, meine Gefühle. Ich habe beschlossen zu zeichnen, um glücklich zu werden“, erklärt Sokey Eдорh. Die Skizze wird später auf die Leinwand übertragen.

Bedrohung: Die kleine Kirche (Mitte unten) wird förmlich erdrückt von den Geschäftshäusern internationaler Konzerne. Sie stehen für die Herausforderung der modernen, globalisierten und von marktradikalen Ideen beherrschten Welt.

MISEREOR-Jahresbericht 2009 veröffentlicht

► Im Juli 2010 legte MISEREOR den Jahresbericht für 2009 vor. 161,6 Millionen Euro standen für die Projekt- und Bildungsarbeit zur Verfügung – eine im Vergleich zum Vorjahr erfreuliche leichte Zunahme der Gesamteinnahmen. Die Mittel stammen aus der Kollekte am MISEREOR-Sonntag, aus Spenden, aus kirchlichen Haushaltsmitteln und öffentlichen Zuwendungen. Letztere legten in 2009 mit 101,2 Millionen Euro erneut deutlich zu (Vorjahr: 94,2 Millionen Euro). Dieser seit Jahren stetige Trend bestätigt das staatliche Vertrauen in die kirchliche Entwicklungszusammenarbeit.

Stabiles Spendenaufkommen trotz Finanzkrise

49,7 Millionen Euro vertrauten die Spenderinnen und Spender MISEREOR an. So trugen sie dazu bei, Armut, Hunger und Not zu mindern, Menschenrechte zu verwirklichen, gerechte Gesellschaften aufzubauen und Konflikte gewaltfrei zu lösen. Das Spendenaufkommen entspricht dem „normalen“ Stand des Jahres 2007 – nach den besonders hohen Spenden im Jubiläumsjahr 2008. Damit bleibt die Unterstützung des Hilfswerks auf hohem Niveau stabil; die Spenderinnen und Spender

zeigten auch während der Wirtschafts- und Finanzkrise ihre Solidarität mit den Armen. Allein die Fastenkollekte summerte sich zu 19,1 Millionen Euro. MISEREOR dankt allen Spenderinnen und Spendern für ihre Unterstützung.

Im Jahresbericht gibt MISEREOR Rechenschaft über die Verwendung dieser Mittel. Beispiele zeigen, wie der MISEREOR-Grundsatz „Hilfe zur Selbsthilfe“ vor Ort umgesetzt und die Lebenssituation der Menschen in Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika konkret verbessert wird. Zum 31.12.2009 wurden etwa 3.800 Projekte in 97 Ländern gefördert. Das Gesamtvolumen betrug etwa 567 Millionen Euro. Neu bewilligt wurden in 2009 insgesamt 1.260 Projekte. Sie werden mit 148,9 Millionen Euro unterstützt.

Erneut geringe Verwaltungskosten

Auch im vergangenen Jahr hat MISEREOR mit den anvertrauten Mitteln wieder verantwortungsbewusst und sparsam gewirtschaftet. Die Verwaltungskosten und die Ausgaben für Werbung und allgemeine Öffentlichkeitsarbeit lagen bei 5,9 Prozent. Damit kommen 94,1 Prozent der Mittel direkt der Projekt- und Bildungsarbeit zugute. Das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) stuft die Verwaltungskosten von MISEREOR seit Jahren als niedrig ein, wobei MISEREOR das Kriterium dafür („unter zehn Prozent“) deutlich unterschreitet. Bis zu 20 Prozent Verwaltungskosten sind laut DZI angemessen, bis zu 35 Prozent vertretbar. ◀

Der MISEREOR-Jahresbericht 2009 ist abrufbar unter www.misereor.de oder telefonisch zu bestellen unter: 0241 / 442 - 130.

Verwaltungsratsvorsitzender Heinz Benner verabschiedet

► MISEREOR hat einen neuen Verwaltungsratsvorsitzenden. Auf der Sommer-sitzung des Verwaltungsrats wurde der langjährige Vorsitzende Heinz Benner verabschiedet. Sein Nachfolger ist Theo Paul, seit 1997 Generalvikar der Diözese Osnabrück. „Mit Heinz Benner verabschieden wir einen Verwaltungsratsvorsitzenden, der mit seinem ehrenamtlichen Engagement die letzten 36 Jahre von MISEREOR entscheidend mitgeprägt hat. In seine Zeit fallen wesentliche Weichenstellungen für das Hilfswerk wie die Mitwirkung an zwei Perspektivkommissionen oder die Grundsätze zur Transparenz und Mittelverwendung“, erklärt MISEREOR-Geschäftsführer Josef Sayer. Für seine überragenden Verdienste um das Bischöfliche Hilfswerk MISEREOR wurde der ehemalige Thüringer Staatssekretär bereits 2006 mit der Goldenen MISEREOR-Ehrennadel ausgezeichnet. Er gehörte seit 1974 MISEREOR an, seit 2000 als Verwaltungsratsvorsitzender. ◀



Foto: Mondry/MISEREOR

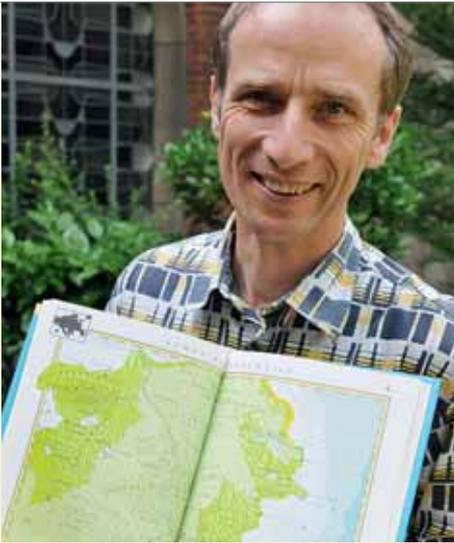


Foto: Nobis/MISEREOR

Gottfried Baumann aus der Öffentlichkeitsabteilung war sechs Jahre lang Redakteur von MISEREOR aktuell. Er liest:

Jean Klare, Louise van Swaij

Atlas der Erlebniswelten

➤ Wer sich für das Leben der Menschen in fernen Ländern interessiert, hat zur Orientierung mindestens einen Atlas zur Hand, und sei es der uralte Schulatlas: Liegt Uruguay wirklich östlich von Argentinien? Da fährt der Finger über die Landkarte und der Kopf geht auf Reisen.

Kaum etwas regt unsere Phantasie mehr an als eine klassische Landkarte. Im „Atlas der Erlebniswelten“ findet man aber keinen Himalaya und keinen Amazonas, sondern den „Sumpf der Langeweile“ oder die Insel „Geheimnis“ mit so merkwürdigen Dörfern wie „undichte Stelle“ oder „Versteck“. Der „Gedankenfluss“ speist sich aus der „Quelle der Eingebung“, aber wieso entspringt die nahe dem Örtchen „Wahnsinn“?

21 Landkarten mit erläuternden Texten eröffnen uns den Zugang zu einer neuen Welt tief in uns, die uns einerseits bekannt erscheint und andererseits irritiert: Warum wohl heißt die Hauptstadt „Wachstum“ und liegt direkt neben den „Bergen von Arbeit“? Eine Entdeckungsreise, die sich lohnt! ◀

Eichborn 2000, Auflage vergriffen, gebraucht über das Internet.



Foto: picture-alliance

Kaninchen auf kolumbianische Art

➤ Kolumbien ist auf der Welt das Land mit der zweitgrößten Artenvielfalt pro Quadratmeter. Etwa zehn Prozent aller weltweit bekannten Arten sind in dem Küstenstaat heimisch. Die kolumbianische Küche kann daher auf eine außerordentlich große Auswahl an Zutaten zugreifen! Zum Beispiel für geschmorte Kaninchen in Kokosmilch:

CONEJO CON COCO GUISADO

➤ Zutaten für 4 Portionen

3 EL Butter, 1 EL Öl, 8 große Kaninchen-Stücke, 1 große, fein gehackte Zwiebel, 2 gehackte Knoblauchzehen, je 1 entkernte und gehackte Paprika und Chilischote, 1 große gehackte Tomate, Salz, schwarzer Pfeffer, 480 ml frische Hühnerbrühe, 180 ml dicke Kokosmilch.

➤ Zubereitung:

Butter und Öl in einer Pfanne erhitzen, Kaninchen-Stücke hinzufügen und von allen Seiten kräftig anbraten, danach herausnehmen und in eine große Pfanne geben. Im übrigen Fett der ersten Pfanne Zwiebel, Knoblauch, Paprika und Chili anbraten und ein paar Minuten schmoren. Anschließend das Zwiebel-Gemisch zusammen mit der Tomate, Salz, Pfeffer, Brühe und Kokosmilch zum Fleisch geben. Zum Kochen bringen, dann die Hitze reduzieren und zugedeckt 1 Stunde köcheln lassen, bis das Fleisch zart ist. Das Fleisch in einer Schüssel warm halten. Die Flüssigkeit aufkochen und einkochen lassen, bis sie verdickt ist. Dann die Sauce über das Kaninchen geben und mit Reis anrichten.

NACHTISCH: SMOOTHIES

➤ Eine beliebte kolumbianische Nachspeise sind Getränke aus Früchten. Nicht alle Obstsorten kennen wir in Europa, zum Beispiel Mamoncillo (Honigbeere), Granadilla (Maracuja) oder Borojó. Wenn es auch nicht die Smoothies aus dem Regenwald sein können: Pürierte Früchte Ihrer Wahl, etwa Erdbeeren, fair gehandelte Bananen und Orangen, abgeschmeckt mit etwas Honig aus dem Fairen Handel, sind ebenfalls köstlich!

**Bischöfliches
Hilfswerk
MISEREOR e.V.**
Mozartstraße 9
52064 Aachen
www.misereor.de

Ihre Spende an MISEREOR erreicht Menschen in Not sicher und nachweisbar. Mit dem Spendensiegel bescheinigt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI den sparsamen und verantwortungsvollen Einsatz aller gespendeten Mittel.



*„Der Mensch kann nicht
in einem einzelnen Lebensbereich recht tun,
während er in einem anderen unrecht tut.
Das Leben ist ein unteilbares Ganzes.“*

Mahatma Gandhi

Spendenkonto 10 10 10 <

Pax-Bank <

BLZ 370 601 93 <

MISEREOR
● IHR HILFSWERK